

Bernd Rother

Homeoffice, Heimarbeit, ist in der Corona-Krise zu einem Schlüsselbegriff geworden. Aus der Notlösung, um Erwerbsarbeit auch in Zeiten von Kontaktsperre zu ermöglichen, wurde schnell eine verheißungsvolle Perspektive für die Arbeitswelt in der digitalisierten Gesellschaft. Gewerkschaften und Arbeitsministerium verlangen nun ein „Recht auf Homeoffice“.

Vor 100, 150 Jahren hätte man sich verwundert die Augen gerieben, warum so viele Menschen unbedingt nach diesem elendsten aller Arbeitsverhältnisse strebten. Heimarbeit stand für die Herstellung von Textilien, Spielzeug oder Musikinstrumenten durch schlecht bezahlte Arbeitskräfte. Der einzige Wohnraum war zugleich Küche, Schlafzimmer und Werkstatt. Staub und Abgase verpesteten die Luft im Haus. Kinder arbeiteten mit, weil sonst das Einkommen nicht zum Leben reichte. Heinrich Heines „Weberlied“ handelt von den Schrecken der Heimarbeit:

„Das Schiffchen fliegt, der Webstuhl kracht,  
Wir weben emsig Tag und Nacht –  
Altdeutschland, wir weben Dein Leichentuch,  
Wir weben hinein den dreifachen Fluch,  
Wir weben, wir weben!“

Die heutige Heimarbeit hat damit nichts mehr zu tun. Ihr Vorbild sind Professoren geisteswissenschaftlicher Fächer oder Richter, die seit dem 19. Jahrhundert das Gewohnheitsrecht haben, wichtige Teile ihrer Arbeit zu Hause zu erledigen. Auch Lehrer setzten und setzen sich am Nachmittag an den heimischen Schreibtisch. Aber ein Grundzug der proletarischen Heimarbeit kommt bei der digitalen Heimarbeit wieder zum Vorschein: Jede/r arbeitet isoliert für sich. Kontakte zu Kolleg\*innen, Chefs und Untergebenen erfolgen über Videokonferenz. Was dabei auf der Strecke bleibt, ist der Zusammenhalt unter den Arbeitnehmer\*innen, ist die Solidarität.

Im Kaiserreich und in der Weimarer Republik gehörten Heimarbeiter\*innen zu denjenigen, deren gewerkschaftliche Organisation am schwierigsten war. Nur noch bei Landarbeiter\*innen und Dienstmädchen sahen die Mitgliederzahlen der Gewerkschaften ähnlich trübe aus. Und das ist auch heute der springende Punkt in der Debatte über „Homeoffice für alle“. Die Richtlinien des Bundes verlangen für „Telearbeit“, wie das im Moment noch heißt, dass der zeitliche Umfang der Heimarbeit eingegrenzt wird. Der soziale Kontakt zur Arbeitsstelle dürfe nicht verloren gehen. Man kann das auch grundsätzlicher und historischer betrachten, mit ähnlichem Ergebnis. Die Arbeiterbewegung entstand durch das Zusammengehörigkeitsgefühl derjenigen, die in Fabriken schufteten. Sie wollten ihre Arbeitsbedingungen und darüber hinaus ihre Lebensumstände zum Besseren verändern. Nicht mit Bittschriften Einzelner, sondern durch die kollektive Aktion sollte dies erreicht werden. „Solidarität“ war der Wert, der Gewerkschaften und Sozialdemokraten auf diesem Weg inspirierte.

Solidarität wächst – besser: kann wachsen – aus gemeinsamen Erfahrungen. Aber wo können sie herkommen, wenn jede/r im Homeoffice arbeitet und die „Meetings“ per Videokonferenz abgehalten werden? Entsteht dann nicht wieder – wie bei der proletarischen Heimarbeit längst vergangener (in Deutschland jedenfalls) Zeiten – ein Wirtschaftsbereich, der für Gewerkschaften nur ganz schwer organisierbar sein wird? In den letzten Jahrzehnten hat der „progressive Neoliberalismus“ à la Tony Blair oder Hillary Clinton die Anliegen der abhängig Beschäftigten aus den Augen verloren. Auf der Haben-Seite

stehen historische Durchbrüche bei Minderheitenrechten. Im Mittelpunkt dieser Politik steht das Individuum. Aber wo bleibt die soziale Klasse, wo bleibt die gemeinsame Interessenvertretung? Bevor sich Sozialdemokrat\*innen heute das „Recht auf Homeoffice“ auf die Fahnen schreiben, sollten wir darüber debattieren, welche Auswirkungen dies auf den gesellschaftlichen Zusammenhalt und auf die Durchsetzungskraft von Gewerkschaften haben wird.